

Die Woche war vergangen, die Halle des Herrn Rat stand sich wieder im Normalzustand, aber Schwester Agathe mußte immer noch täglich von neun bis fünf Uhr zu ihm kommen. „Ich habe ein ernstes Wort mit Dir zu reden, Lieber Rektor“, begann er eines Abends, hüstelte, fuhr sich durch seinen grauen Haarschopf und hustete wieder. „Ich möchte — das heißt, es ist meine Absicht, vielmehr, ich bin zu dem wohlüberlegten Entschluß gekommen.“

„Den Engel von Schwester Agathe zu heiraten“, fiel Freit ein, „ich habe das schon längst kommen sehen.“

Rat Emmerich hustete, fuhr sich wieder durch den Haarschopf: „Fabelhafte Auflassungsgabe, echt juristisches Kompositionskunsttalent ... Ja, die Schwester Agathe soll geheiratet werden, aber — von Dir, lieber Rektor.“

Rektor sprang auf: „Ontel, Du meinst ganz genau, Magda Lenzner...“

„Papperlapapp, las mich mit dem Lenznerpost zufrieden, Du beiratst die Agathe, sonst ist's aus mit der Onkelhaft. Hier hast Du's schriftlich. Alleinerbe, wenn Du den Engel nimmt, Sie hat bereits zugestimmt.“ Freit hörte nicht mehr, was der Ontel noch alles von den Vorzügen der Schwester hinzufügte, er raste die Treppe hinunter und schlöß sich in sein Zimmer ein. Der Ontel mußte verzückt geworden sein, aber er, Freit, würde schon seinen „fabelhaften Juristenkopf“ anstrengen um ihn von diesem wahnwürtigen Heiratsplan zu heilen.

Am nächsten Mittag kam er unerwartet und von seinem getreuen nach Hause, schlich die Treppe hinauf zu dem Schlafzimmer des Onkels und legte die Hand auf die Klinke. Dieser Schwester, die es natürlich nur an den Reichtum des Onkels abgesehen hatte, würde er die falsche Engelstompe schon vom Gesicht reißen. Er öffnete leise die Tür und blieb auf der Schwelle stehen.

„Magda, Du...“

Rat Emmerich brauchte eine ganze Weile, bis es ihm klar wurde, daß die von der guten alten Klinke eingeschüchterte Schwester Agathe niemand anders war als Magda Lenzner. Da machte er gute Miene zum bösen Spiel, denn der bittere Trick des „Engels“ hatte ihn wirklich gehext.

## Tiger-Charlie

Slize von Frank Stoldt.

Die „Brigitte Horn“ vorlich Marseille mit der Bestimmung nach Ostasien. Der Erste Offizier, Hans Bollers, kam auf die Brücke und meldete Kapitän Richards, das Schiff sei seetüchtig. Der „Alte“, eine lütze, untersetzte Gestalt, brummte eine Bestätigung und sagte dann: „Uebrigens ist mir das Schiff lange nicht sauber genug, Herr Bollers! Als ich gestern abend an Bord kam, habe ich mir die Hände am Fallkreis schmutzig gemacht. Das Meßing, hier auf der Brücke, ist nicht genug gewaschen, und vor allen Dingen, den Hund — ich weiß nicht, womit er gehabt — möchte ich nicht frei herumlaufen haben!“

Hans Bollers antwortete ruhig: „Gewiß, Herr Kapitän!“ Dabei war er von der Seite einen Blick auf die Wallfahrtskirche, die sich auf schroffen Felsen an der Hafenmeinfahrt erhob, und dachte halblaut in seinem Mantelkragen hinein: „Sewohl uns der Himmel vor Wetter und Wind — und vor Seeleuten, die was geworden sind!“

„Sagten Sie etwas?“ fragte Kapitän Richards.

„Ach nein“, erwiderte der Erste Offizier, „ich dachte nur...“

„Das Denken überlassen Sie nur dem Kapitän! Wenn alles befolgt wird, was ich anordne, so genügt mir das vollkommen.“

Der Dampfer hatte seinen vorigen Kapitän wegen plötzlicher Erkrankung in Marseille zurückgelassen und die Reederei seinen Nachfolger mit der Eisenbahn dem Schiff nachgefordert. Das Verhältnis zwischen Schiffsbeförderung und Bezahlung spitzte sich während der Reise mehr und mehr zu. Die Mannschaft bildete eine geschlossene Front gegen den „Reinlichkeitssimmel“ ihres Alten. Sie bedauerte das Bonvorbild seines Vorgängers und hatte den Beinamen Richards, „Tiger-Charlie“, den er sich wegen übertriebener Sorgfalte auf Ostasienfahrt jüngstergestellt hatte, wieder aufgegriffen. Aber ungestört verfolgte das Schiff seinen Weg nach Osten, durch Wind und Wetter, durch Stürme und Stürme.

Einige Wochen später lag man im Vorhafen von Colombo vor Anker. Die Winde zessellen langsam und schwiegen. Es war Mittagspause. Auf dem Borddeck hatten sich einige indische Händler mit ihren einheimischen Erzeugnissen und Kuriositäten niedergelassen, die sie an die Mannschaft verhandeln wollten.

Auf Rande der offenen Ladefläche führte der Kapitän mit dem Ersten Offizier ein Gespräch: „Also, was ich sagen wollte“, murkte er und wies auf einige Heizer und Stofer, die in lebhaftem Geplauder mit den handelnden begriffen waren, „wenn die Leute an Deck kommen, verlange ich, daß sie sauber gewaschen sind und ihre schmutzigen Holzpannößlein im Heizraum lassen. Und dann... Zum Donnerwetter noch einmal! — da läuft der Hund schon wieder an Deck herum, den Sie doch an die Kette legen sollten!“

„Ja“, erwiderte Bollers, „der muß von irgend jemand losgebunden worden sein. Heute morgen lag er noch vor der Hütte.“

„Das interessiert mich nicht. Ich wünsche, daß meine Anordnungen befolgt werden.“

Murrend ging der Alte die Treppen zum Hauptdeck hinauf und sah mit gerunzten Brauen auf das lebhafte Treiben unter sich. Die Eingeborenen lagen mit unterschiedenen Beinen bettelnd von ihren ausgebreiteten Waren. Die Heizer stellten sich sachmännisch um Ebenholzleisten, Eisenbeinmesserketten, seidene Tücher und Bronzezubehör. Der Schiffsbau, der so sehr den Unwillen des Kapitäns erregt hatte, schnappte mißmutig an den Waren herum. Um die Mundwinkel Richards zuckte es leicht. Das Tier zeigte Neigung, seiner Bezahlung alles Predigt ausdrück zu geben. Ein Inde hob den sandalenbewehrten Fuß und stieß zu. Auf der Stirn des Kapitäns ließ eine kleine Adere jäh hoch an. Das Tier schnappte nach dem Angreifer. Der Eingeborene erwiderte es, und mit einem Schrei voll Schmerz und Wut slog der Hund über die Keling. Die Mannschaft stand noch unentschlossen, als der Alte mit drei Sprüngen auf dem Borddeck dem Inden gegenüber stand, ihn am Kragen sah und damit dem fröhlichen Verlauffußdiall an Deck ein jähres Ende bereitete. Der hochgewachsene Eingeborene, dem der Turban herunter gefallen war, hatte sich an den stämmigen Angreifer angestellt. Ein Messer blitzte, aber ehe man einen Warnungsruf ausschlagen konnte, fielen die beiden Ringenden durch eine Lüde der Keling gleichfalls ins ausschäumende Wasser des Hafens, nicht ohne daß der Inde seinem Gegner noch vorher einen Stich in den Oberarm beigebracht hatte. Einem Augenblick schwieg alles an Deck, dann durchbrach zellende Schreie der noch an Bord befindlichen Eingeborenen die Ruhe: „Ein Ha! Ein Ha!“

Von der Hafenmeinfahrt her segelte die dreideckige Rückenflosse des Raubvogts der Meere auf den Knäuel im Wasser zu.

Leider das Borddeck schrillte die Pfeife des Ersten Offiziers: „Die Gig klar!“ Während eilige Hände siebenhaft am Lösen und Fieren des Bootes arbeiteten, strebte unentwegt wie ein Schiffsabtrieb in gerade Furchte die dreideckige Flosse auf die Schwimmenden zu.

Ein Einbaum schwang von der Seite heran und fischte den Jeder auf. Doch bevor der Kapitän sich anklammern konnte, wandte sich das Fahrzeug mit eiligen Schlägen dem Lande zu. Die Flosse kam näher. Der Kopf des Kapitäns war schon einige Mal unter Wasser gewesen. Er schien nicht recht sehen zu können. Ein dunkler Fleck im Meere zeigte den anhaltenden Blutverlust. Das hastig zu Wasser gelassene Boot begann den Wellenkurs mit dem Tode, als sich etwas fast tragisch Äußerliches begab. Ein bellendes, aufgeriggtes Eiswas von rostrotter Farbe schwamm davon, nicht etwa dem rettenden Boot entgegen, sondern der sich majestätisch nährenden Flosse. Dieser dünne, delende, jaulende und gäppende Punkt zwang den Menschenkai, einen Umweg von einem Dutzend Meter zu machen. Das Boot erreichte den erschöpften Kapitän, der hineingezogen wurde, als sich das Ungeheuer längst auf den Rücken warf, um zuzuschlappen. In das grauenvolle Gebiß schmetterte ein Heizer ein splitterndes Ruder hinein. Mittlerweile kam der Hund noch immer bellend zurück und wurde gleichfalls an Bord genommen. Er jappete und leckte dem am Boden liegenden Kapitän das Gesicht, bevor der Job das Bewußtsein verlor.

Am Nachmittag desselben Tages sagte der Agent der Horn-Zinne auf dem Fallkreis zum Ersten Offizier: „Kun, beneiden kann ich Sie nicht. Dazu ist Tiger-Charlie schon zu gut im jungen Osten bekannt.“ Der Angeredete schmunzelte: „Bitte, nicht so laut!“ Der heiterlogis haben sie sich verschworen, wer noch einmal Tiger-Charlie hauen würde, denn würden sie den Schadel einschlagen.“

Vor seiner Kammer sah Kapitän Richards mit verbundenem Arm. Neben ihm stand ein Kopf mit Zittern, aus dem der Schiffsbau seine Mühzeit verziehre und dabei in trübsinniger Weise die heilige Reinlichkeit des Kapitänsdecks verlebte. Aber Tiger-Charlie kraute ihm den Kopf und lächelte dazu.

## Gereimte Zeitbilder.

Von Gottsch.

Von Gerichtsvollziehern gibt es,  
Unter uns in Deutschland hausend,  
Ein beliebtes und gesiebtes  
Körper von vielen, vielen Tausend.  
Nicht am Stammtisch oder Stattisch,  
Auch nicht in den Muhestunden,  
Sondern ernst und mathematisch  
Hab man diese Zahl gefunden.  
Und nun denk ich blaß und grausend:  
Himmel, las mich nicht erleben,  
Doch sie viele, viele tausend  
„Vögel“ an den Schrank mir sieben!  
Lieber möcht ich auf dem Broden,  
Den die Herren sonst verschanden,  
Mit den Professoren schmoden  
Und den Biegenbod verwandeln.  
Nämlich welche, wo was wissen  
Von den sehr gelehrten Sachen,  
Wollen mit Geheimenissen  
Einen Bock zum Jüngling machen.  
Zu dem Zweck ein Magdelein minnig  
Mondbestrafst bei Schiere schustet,  
Bis der Jüngling rufft: „Hier bin ich!“  
Und der Biegenbod verdüstet.  
Leider sind die Professoren  
Von dem Plane abgekommen,  
Und der Bod, den sie erkoren,  
Hat vielleicht Reichhaus genommen.  
Wenn sie solchen Zauber böten,  
Weil an faulen Zauber not ist,  
Wär das was für Wolfgang Goethe —  
Schade, daß der Mann schon tot ist!  
So beginnt dich, lieber Zefer,  
Mit den andern Zaubernden,  
Die der Kapo und der Chinefer  
Wegen Falshing jetzt vollbringen.  
Oder lies, was Exzellenzen  
So an Zanversachen machen  
In bezug auf Konferenzen —  
Sie, da wern Sie aber lachen!

## Schlechte Zeiten

Slize von G. Wilhelm Sandrock.

Sie hatten einander in jenen Jahren kennen gelernt, da das mühselos verdiente Geld in Millionen, Milliarden und Billionentheimen zum Zenter hinausflatterte.

Damals konnte Gerd Sommers unter einem halben Hundert hübscher Madchen die Auswahl treffen. Sie war auf Inge Thale gesessen, deren sprudelnde Lebendigkeit und blonde Schönheit schon manchen anderen gefesselt hatte. Aber keiner bezahlt genug Geld und war freigiebig genug, um den Schlüssel zu Inge Thales Herz zu finden. Erst Gerd Sommers immer gefüllte Brieftasche öffnete die Lippen des jungen Mädchens, daß es wirklich fast wie ein seliges Geistandnis klang: „Dir liebt ich, Gerd!“

Er glaubte es. Warum auch nicht? Inge hatte keine Veranlassung, ihn vom Gegenteil zu überzeugen. Denn wenn auch der Regen der Billionentheime bald nach der Hochzeit aufhörte, weil die an die Stelle des Papieres getretene Silberstücke seltener waren, so ging doch Gerd Sommers' Geschäft noch gut genug, um der jungen Frau ein Leben nach ihrem Geschmack erlauben zu können.

Ihr Vater war arm gewesen und führte das Wort „Sparen“ stets im Munde. Deshalb hörte sie es. Nunmehr hatte sie davon geträumt, einmal das Geld mit vollen Händen ausgeben zu können, ohne rechnen zu brauchen. Nur war der Traum Wirklichkeit geworden, und nun kostete Inge seine Freuden aus.

Der Mann legte ihr keine Steine in den Weg. Er sah wohl ein, daß Ingés Verschwendungsdrift mit seiner Lage nicht in Einklang zu bringen war, aber er bezog nicht den Mut, seiner schönen jungen Frau auch nur einen Wunsch zu versagen. Er hoffte, durch erhöhte Tätigkeit, durch schärfere Berechnung in geschäftlichen Dingen in der Lage zu sein, Inge stets die geforderten Summen zur Verfügung stellen zu können. Er war ja stolz auf seine schöne Frau, und die findliche Freunde, die ihr jede Neuanschaffung bereitete, machte ihn glücklich.

Doch auch das Glück stumpft allmählich ab. Er erkannte eines Tages bei dem Gedanken, daß es nicht nur unpraktisch sondern auch langweilig war, Inge immer wieder Geld zu unnötigen Aufholungen zu geben. Er wollte nicht wieder auf solche Einfälle kommen, aber sie lehrten von selbst zurück,

bohrten in ihm: „Was braucht sie das Geld zum Feiern hinaus zu werfen? Kann sie sich nicht ein wenig bescheiden? Braucht man die Summen vielleicht nicht für später?“

Er wollte sich zu dem Entschluß aufraffen und konnte das nicht durchführen, denn die Gewohnheit war stärker als sein Mut, und er liebte den Frieden. Er wollte nicht mit Inge streiten. So ließ er alles seinen gewohnten Gang gehen und vermidte freige jeden Gedanken an die Zukunft.

Vielleicht hätte er anders gehandelt, würde er gewohnt haben, wie es um Inge selbst stand. Was ihr anfangs, sogar Jahre lang, Freude bereitet hatte, langweilte sie allmählich. Ihr fühlte unbehaglich, kam einmal der Zeitpunkt, daß sie das Geldausgeben keine Freude mehr bereitete. Es war immer die gleiche und brachte keinerlei Überzeugungen mehr. Aber die alte Gewohnheit hatte sich in ihr derartig eingewurzelt, daß sie lustlos weiter verschwendete, zum Teil auch getrieben vom alten Haß gegen das Sparen.

Inge besaß nicht die Fähigkeit, sich selbst zu erkenne. Sie gab in ihrem Leben keine direkte Veränderung und wußte deshalb nicht, warum sie seit einiger Zeit nicht mehr glücklich war, keine Befriedigung über ihr jürgloses Dasein empfand. Es war ganz natürlich, daß Inge einen Sündenboß suchte. Sie fand ihn bald: ihren eigenen Mann. Sie fand zwar nicht etliche, unverheirathete, unverheirathete Männer, die sie sich auswählen sollte, aber sie als Frau hatte das ja auch gar nicht nötig. Ihr genügte die Übergangszeit, daß Gerd in irgend einer Beziehung seine Pflichten verfüllte.

Gerd gehaltete sich das Scheiden der beiden langsam derartig, daß Augenblicke sagten: „Es nimmt kein Ende.“

Eine Wendung schien einzutreten zu wollen, als ein Kind sich einstellte. Doch Gerd's Hoffnung war verfrüht, denn nach ein paar Monaten wurde Inge des Spiels mit dem kleinen Wesen überdrüssig. Es langweilte sie, weil es auch mit der Zeit etwas Altes war. Abgestumpft lebte sie in den Tag hinein, fremden Leuten die Sorgen um Haushalt, Mann und Kind überließend.

Doch plötzlich kam eine Nachricht, die sie aus ihrer Einschlafung aufrüttelte. Gerd setzte sich eines Abends zu seiner Frau und sagte mechanisch, mit flanlosen Stimme: „Ich habe Dich bisher nicht mit geschäftlichen Dingen belästigen wollen, aber jetzt läßt es sich nicht mehr umgehen. Wir müssen aus unserem Hause hier ausziehen. Der geschäftliche Zusammenbruch, den ich seit einem halben Jahr zu vermeiden sucht, ist da. Ich behalte nichts mehr!“

Es dauerte fast eine Minute, bis Inge die Tragweite der ungewöhnlichen Eröffnung begriff: „Was nun?“ Gerd war ganz ruhig: „Wir müssen uns wohl trennen. Ich kann von Dir nicht verlangen, daß Du die Not mit mir teilst. Du hast noch Deinen Schmuck, der sicher 30.000 Mark wert ist, und wirfst Dich vielleicht mit dem Erbörs irgendwo beteiligen können. Was ich selbst beginnen werde, ist mir nicht klar. Doch ich muß und werde für unser Kind sorgen. Es ist Dir ja doch gleichgültig, und vielleicht wird ihm die Not eine bessere Lehrmeisterin sein als Dir.“

Er wußte nicht, was er angehendes Ingés starren Blicken noch sagen sollte, und er wollte geben.

Doch da fiel es ihm plötzlich von hinten an, wie ein wildes Tier: „Nein, nein, Du gehst nicht! Ich will bei Dir bleiben und bei meinem Kind!“

Gerd Sommers wandte sich betroffen. Die Frau grub ihre Hände in seinen Rock, schüttelte ihn, bettelte: „Las mich nicht allein! Rühr den Schmuck, verkauft ihn. Fang vor mir wieder an. Las mich mit Dir ein neues Leben beginnen.“

Da löste er sanft ihre Finger von seinem Rock und legte die Arme um ihre Schultern. Er wußte, daß er erst jetzt seine Frau gewonnen hatte. Denn bisher gehörte sie nicht ihm, sondern mir seinem Geld.

## Die geizigen Hochzeitsgäste verdarben die Ehe.

Eine traurige Geschichte war es, die da fürsichtig die liebliche Angelina Costarello, eine Italienerin, vor einem Zivilgericht in Milwaukee erzählte. Gerade einen Monat hatte ihre Ehe gedauert, und nun wollte sie von einem Mann geschieden werden, der ihr Mangel an Liebe vorwarf: „Er sagt, ich lieb ihn nicht, weil ich die Augen nicht schließe, wenn er mich küßt. Er ist schon ein paar Mal darüber halb verärgert geworden. Aber ich will doch wissen, was er für ein Gesicht dabei macht.“ Wie sich im Laufe der Verhandlungen herausstellte, war das aber nicht die eigentliche Ursache des Verwirrisses. Schuld an der zertrümmerten Ehe trugen vielmehr die geizigen Hochzeitsgäste. Anthony Costarello, der wütende Gatte, erklärte die Ursache: „Hundert Mann habe ich dazu eingeladen, und jedes Gedeck hat mich einen einfachen Beimate zu Tisch gehabt, weil ich dachte, die könnten irgendwie behilflich sein. Aber sie aßen sich nur satt, und ich wußte sie von nichts, und geschieden haben sie mir auch nichts. Von den übrigen Gästen erhielt ich keinen einzigen Cent, und ich habe doch gerade geheiratet und die große Hochzeit veranstaltet, weil ich hoffte, jeder Haft würde mir zugesagen, anstatt etwas zu verdienen.“ Zum besseren Verständnis erklärte der Anwalt des exbibierten Chamanes, daß italienischen Hochzeiten sei es üblich, daß die Gäste dem Gatten zahlen. In Amerika schienen das die Leute nicht zu verstehen. Der Richter befahlte die arme neunjährige enttäuschte Braut von ihrem habgierigen Gatten.

## Der Herr Marquis kaufte Diamanten.

Ein Juwelier in Monte Carlo war glücklich, als sein Kunde — bei ihm einstellige Gentleman vom Schettel bis zur wunderlichen Diamantentasche, darunter eine Gesamtsumme von 125.000 Francs — einen Schein ausstellte. Gerd hatte der Kunde natürlich nicht in seinem Portemonnaie bei sich. Dafür zielte er einen Schein: „Auf jeden Fall in Biarritz.“ Der Juwelier bedauerte die Entfernung, erfuhr jedoch, daß eine Auskunft einholen zu müssen. Der elegante Fremde lächelte: „Ich bin der Marquis von Savary, und meine Bank in Biarritz wird Ihnen sofort fernmündlich bestätigen, daß Sie nur Biarritz 223 an!“ Was Marquis von Savary? Natürlich kennen wir ihn. Ob er bedenkllich gehen. Einen Schein über 125.000 Francs? Na, Juwelier nicht lösen wir ihn ein.“ Eine bessere Auskunft konnte der Juwelier nicht verlangen, und Schein und Schnellpost wechselten die Posten. Beider kam der Schein nach einigen Tagen zurück: „Aussteller hier unbekannt.“ Der enttäuschte Juwelier hängt sich sofort an den Fernsprecher, verlangt 223 und erfährt, daß die betreffende Nummer seit zwei Tagen frei geworden war, weil der bisherige Inhaber, ein gewisser Zwischenhändler, nicht bezahlt habe. Die Bank bestätigte die Nummer 223. Der arme Juwelier hat alle Berge verschwendeter Freude, die Geißbüchsen nicht bezahlt habe. Die Bank bestätigte die Nummer 223. Der arme Juwelier hat alle Hoffnung aufgegeben, daß er Hand in Hand arbeitete, jemals wieder sehen wird.